

# Geschichte als Kapital



## Entstehung, Arbeitsweise und Profil des Zentrums für Angewandte Geschichte (ZAG)

Von Gregor Schöllgen

Es ist die alte Geschichte: Mit Erfolg macht man sich nicht nur Freunde – vor allem nicht in jenen Kreisen, deren Profil durch diesen Erfolg hinterfragt oder gar in Frage gestellt wird. So muss es der *Gesellschaft für Unternehmensgeschichte* ergangen sein, als sie beschloss, gegen das *Zentrum für Angewandte Geschichte (ZAG)* – eine Einrichtung der Erlanger Friedrich-Alexander-Universität<sup>1</sup> – mobil zu machen.

Dahinter ein ernsthaftes Interesse an der Entstehung, an der Arbeitsweise und am Profil des ZAG zu sehen, wäre verfehlt. Weder die *Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (GUG)* – der wir im Übrigen seit vielen Jahren angehören –, noch ihre *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte (ZUG)* haben jemals den Kontakt zu uns gesucht. Von ihrer Aktion erfuhren wir erst, als mich Ende Februar 2011 der Umbruch eines für das Aprilheft der ZUG vorgesehenen Artikels mit der „herzlichen“ Einladung der Schriftleitung erreichte, auf diesen „zu antworten“<sup>2</sup> – und zwar im Oktober, also ein halbes Jahr später. Meine Reaktion, dass ein im Frühjahr unwidersprochen gezeichnetes Bild im Herbst längst ein Eigenleben führen werde, leuchtete den Herausgebern der ZUG ein. Jedenfalls ließen sie mich am 8. März wissen, dass sie meinen „berechtigten Einwand aufgreifen“ wollten und „entschieden“ hätten, den fraglichen Beitrag ins „nächste Heft der ZUG zu verschieben“, so dass er „zeitgleich“ mit meiner Replik erscheinen könne.<sup>3</sup>

Der Brief war kaum in der Post, da entsann man sich eines Anderen und teilte mir mit Schreiben vom 21. März mit, der Beirat der GUG habe dafür votiert, den Beitrag nun „doch

---

<sup>1</sup> Zentrum für Angewandte Geschichte (ZAG), Gebbertstraße 123a, 91058 Erlangen: [www.zag.uni-erlangen.de](http://www.zag.uni-erlangen.de).

<sup>2</sup> GUG e.V. an den Autor, 24. Februar 2011.

<sup>3</sup> GUG e.V. an den Autor, 8. März 2011.

... im Frühjahrsheft der ZUG zu publizieren“.<sup>4</sup> Das war konsequent, hatte man doch für dieses Heft ohnehin eine weitere Besprechung der Schickedanz-Biographie vorgesehen, um die es auch der Autorin besagten Beitrages, die wiederum jenem Beirat angehört, vor allem geht.<sup>5</sup> Und weil das nicht die erhoffte Wirkung zeitigte, vielmehr dem Interesse an der Arbeit des ZAG einen zusätzlichen Schub verlieh, bliesen GUG und ZUG im Frühjahr 2012 erneut zum Angriff.<sup>6</sup>

Ein vergleichbarer Fall ist uns nicht bekannt, und die Aktion bleibt auch dann skandalös, wenn man es wie im Falle des ZAG mit einer inzwischen etablierten und erfolgreichen Institution zu tun hat. Wie existentiell muss die intellektuelle und fachliche, geschäftliche und mediale Herausforderung durch das ZAG für diese deutschen Unternehmenshistoriker sein, dass ihnen unter der Überschrift einer „Kritik“ nur noch der rudelweise Versuch der Verunglimpfung bleibt? Wer ihre Lebensläufe und Schriftenverzeichnisse unter die Lupe nimmt, hat die Antwort.

\*

Genau genommen hat uns der Erfolg selbst überrascht. Denn als wir das ZAG aus der Taufe hoben, hofften wir wohl auf eine gute Resonanz. Dass diese dann aber unsere Erwartungen weit übertraf, war schon deshalb nicht vorherzusehen, weil wir nicht bei Null anfangen, sondern zunächst lediglich drei Forschungsschwerpunkte unter einem Dach zusammenführten, die während der neunziger Jahre am Lehrstuhl für Neuere Geschichte II der Erlanger Universität etabliert worden waren. Diese firmierten bis dahin unter den weiterhin gebräuchlichen

---

<sup>4</sup> GUG e.V. an den Autor, 21. März 2001. Dabei ging es um den Beitrag von Cornelia Rauh, „Angewandte Geschichte“ als Apologetik-Agentur? Wie man an der Universität Erlangen-Nürnberg Unternehmensgeschichte „kapitalisiert“, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 1/2011, S. 102-115. Die im Text in runden Klammern angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf diesen Beitrag.

<sup>5</sup> Gregor Schöllgen, Gustav Schickedanz 1895-1977. Biographie eines Revolutionärs, Berlin Verlag, Berlin 2010.

<sup>6</sup> Toni Pierenkemper, „Moderne“ Unternehmensgeschichte auf vertrauten (Irr-)Wegen?, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 1/2012, S. 70-85. Eine Auseinandersetzung en detail erübrigt sich, weil es sich bei dem Stück um einen weiter verdünnten Aufguss jener Auslassungen handelt, um die es im Folgenden geht. Bemerkenswert ist allerdings, dass sich der Angriff nunmehr auch gegen die freien Geschichtsbüros richtet, die mit ihren originellen und frischen Auftritten der verschlafenen universitären Unternehmensgeschichte offenbar den Rest des verbliebenen Wassers abgraben.

Bezeichnungen „Internationale Beziehungen“, „Ausstellungen und Dokumentationen“ sowie „Moderne Unternehmensgeschichte“.

Die „Internationalen Beziehungen“ standen von Anfang an im Mittelpunkt unserer Forschungen und Publikationen. Wenn hier auch der Schwerpunkt auf der Zeitgeschichte liegt, haben wir doch traditionell die internationalen Beziehungen des 19. und 20. Jahrhunderts im Blick.<sup>7</sup> Neben zahlreichen Monographien und Handbüchern, von denen sich nicht wenige als Standardwerke in Lehre und Forschung etabliert haben,<sup>8</sup> spielt vor allem die Mitwirkung an großen Editionen wie den „Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland“ (AAPD) oder der Berliner Willy Brandt-Ausgabe eine wichtige Rolle für unser Profil. Im Rahmen der AAPD wurden zuletzt, also in den Jahren 2010/11, die Akten für die Jahre 1962 und 1980 vorgelegt – insgesamt fast 900 Dokumente auf gut 4.300 Seiten und in Tausenden Fußnoten dicht kommentiert<sup>9</sup>. Die Berliner Willy Brandt-Ausgabe liegt seit 2009 in zehn Bänden abgeschlossen vor<sup>10</sup>.

Der Forschungsschwerpunkt „Ausstellungen und Dokumentationen“ wurde in zwei Schritten etabliert. Am Anfang stand der Auftrag der Stadt Nürnberg, ein Konzept für eine Dauerausstellung auf dem ehemaligen Reichsparteitagsgelände der Nationalsozialisten zu entwickeln. Das „Gutachten zur künftigen musealen Nutzung“ des Geländes wurde im Sommer 1997 von einem Wissenschaftlichen Beirat als Grundlage für die Entwicklung einer detaillierten Ausstellungskonzeption akzeptiert und liegt der Dauerausstellung des 2001 eröffneten „Dokumentationszentrums“ zugrunde.<sup>11</sup> Diesem ersten Ausstellungskonzept ist bis heute

---

<sup>7</sup> Vgl. als Beispiel für diese Aktivitäten den Vortrag „Per Bahn bis Bagdad. Was wollten die Deutschen im Orient?“, den ich Mitte Juni 2010 bei der Historischen Gesellschaft der Deutschen Bank in Frankfurt am Main gehalten habe und der auch dem Artikel zum Thema in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Juli 2010 zugrunde liegt.

<sup>8</sup> Vgl. zum Beispiel den erstmals 1986 im Rahmen des „Oldenbourg Grundrisses der Geschichte“ erschienenen Band „Das Zeitalter des Imperialismus“, der seit 2009 in fünfter Auflage vorliegt.

<sup>9</sup> Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. im Auftrag des Auswärtigen Amtes vom Institut für Zeitgeschichte durch Horst Möller, Klaus Hildebrand und Gregor Schöllgen, Oldenbourg Verlag München 2010 (AAPD 1962) beziehungsweise 2011 (AAPD 1980).

<sup>10</sup> Willy Brandt, Berliner Ausgabe. Im Auftrag der Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung hrsg. von Helga Grebing, Gregor Schöllgen und Heinrich August Winkler, 10 Bde., Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2000 ff.

<sup>11</sup> Gregor Schöllgen, Gutachten zur künftigen musealen Nutzung, in: Museen der Stadt Nürnberg (Hrsg.), Projekt eines Dokumentationszentrums zur NS-Geschichte, Nürnberg 1997.

eine ganze Reihe weiterer gefolgt – für öffentliche Einrichtungen ebenso wie für Banken oder Unternehmen.

Wenig später nahmen wir im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Ausstellungen und Dokumentationen“ die Beratertätigkeit für historische Fernsehdokumentationen auf. Den Anfang machte die anlässlich der Bundestagswahl 2002 für RTL produzierte vierteilige Dokumentation „Kanzler, Krisen, Koalitionen“. Zu dieser wie zu einer weiteren Dokumentation, dem für RTL anlässlich der Präsidentenwahl 2004 produzierten Zweiteiler „Amerika“, entstanden zudem Begleitbücher<sup>12</sup>. Seither hat das ZAG immer wieder die Produktion für historische Dokumentationen sowohl privater als auch öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten beratend begleitet.

Der Forschungsschwerpunkt „Moderne Unternehmensgeschichte“ ist insofern nicht zufällig der jüngste unter dem Dach des ZAG, als ich während der neunziger Jahre wiederholt Einladungen abgelehnt hatte, auf diesem Feld tätig zu werden: Wirtschaftsgeschichte, wie ich sie damals verstand und unter der ich die Unternehmensgeschichte rubrizierte, interessierte mich nicht. Das änderte sich erst mit der Perspektive. Anlass für eine neuerliche Einladung war der Umstand, dass ich mich damals mit zwei Persönlichkeiten – Ulrich von Hassell und Willy Brandt – beschäftigte, die zwar mit Wirtschaftsunternehmen beziehungsweise Unternehmensgeschichte nichts oder doch nur wenig zu tun hatten, im Übrigen aber ihren Biographen auch deshalb vor nicht unbeträchtliche Herausforderungen stellten, weil sie dem Widerstand gegen Hitler und sein Regime angehörten<sup>13</sup>. Als solcher, nämlich als Biograph gefragt, konnte ich der Unternehmensgeschichte einiges abgewinnen. Dabei ist es geblieben, und natürlich ist es kein Zufall, dass wir uns am ZAG im Rahmen der „Modernen Unternehmensgeschichte“ vor allem mit Familienunternehmen beziehungsweise Unternehmerfamilien beschäftigen. Vier dieser Geschichten sind bislang in Buchform veröffentlicht worden<sup>14</sup> – und

---

<sup>12</sup> Arnulf Baring/Gregor Schöllgen: Kanzler, Krisen Koalitionen, Siedler, Berlin 2002; aktualisierte Auflage 2006; Peter Klooppel/Gregor Schöllgen: Luft-Brücken. Amerika und die Deutschen, Gustav Lübbe Verlag, Bergisch-Gladbach 2004; aktualisierte Auflage 2007.

<sup>13</sup> Gregor Schöllgen, Ulrich von Hassell 1881-1944. Ein Konservativer in der Opposition, C.H.Beck, München 1990; das Buch ist seit 2004 in einer Taschenbuchausgabe verfügbar. Gregor Schöllgen, Willy Brandt. Die Biographie, Propyläen, Berlin/München 2001. Das Buch erlebte innerhalb eines Monats vier Auflagen und ist seit 2003 in einer Taschenbuchausgabe verfügbar.

<sup>14</sup> Gregor Schöllgen, Diehl. Ein Familienunternehmen in Deutschland 1902-2002, Propyläen, Berlin/München 2002; Gregor Schöllgen, Der Eiskönig: Theo Schöller. Ein deutscher Unternehmer 1917-

das heißt auch: Jedermann kann sich im Bereich dieses wie der übrigen Forschungsschwerpunkte einen authentischen Einblick in die wissenschaftlichen und publizistischen Aktivitäten des ZAG verschaffen.

Die Unternehmensgeschichte ist also nicht nur das jüngste, wenn auch inzwischen stark entwickelte Standbein des ZAG, sondern sie ist auch eingebettet in den Gesamtzusammenhang unserer wissenschaftlichen und publizistischen Aktivitäten: Da es sich bei den meisten dieser Unternehmen um weltweit operierende Marktführer handelt, ist die Kenntnis der internationalen Beziehungen eine unverzichtbare Voraussetzung für die angemessene und kompetente Aufarbeitung ihrer Geschichte; und weil die Auftraggeber in aller Regel nicht nur ihre Geschichte aufschreiben, sondern bei dieser Gelegenheit auch ihre Archive sichten, ordnen und ergänzen oder anlässlich ihrer Jubiläen Museen einrichten oder Filme produzieren lassen wollen, kommen uns natürlich die im Rahmen der „Ausstellungen und Dokumentationen“ gesammelten Erfahrungen zugute. Natürlich holen wir uns in jenen Fällen externen Sachverstand ins Boot, in denen die entsprechenden Ressourcen für die kompetente Umsetzung eines Auftrages, beispielsweise im musealen Bereich, nicht im ZAG selbst zur Verfügung stehen.

Das ZAG ist also im Kern eine enge Vernetzung der drei Forschungsschwerpunkte „Internationale Beziehungen“, „Ausstellungen und Dokumentationen“ sowie „Moderne Unternehmensgeschichte“ unter einem Dach – im übertragenen wie im eigentlichen Sinne des Wortes: 2006 bezogen wir ein eigenes Haus auf dem Sportgelände der Universität. Diese stellt die Infrastruktur und die Finanzierung des Geschäftsführers; das ZAG trägt die laufenden Kosten für die Wissenschaftlichen Mitarbeiter oder auch für die wochen- beziehungsweise monatelangen Archivaufenthalte im In- und Ausland. Die Gelder werden zum allergrößten Teil auf dem freien Markt, also bei Banken und Unternehmen, gelegentlich auch bei öffentlichen Institutionen, wie Kommunen oder Behörden, eingeworben. Sie sind in aller Regel projekt-, also auftragsgebunden.

Die Wissenschaftlichen Mitarbeiter sind ehemalige Studentinnen und Studenten der hiesigen Universität, die am Lehrstuhl für Neuere Geschichte ihr Examen abgelegt haben und

---

2004, C.H. Beck, München 2008; Gregor Schöllgen, Brose. Ein deutsches Familienunternehmen 1908-2008, Econ, Berlin 2008; Schöllgen, Schickedanz (wie Anm. 5).

ihren universitären Lebensabschnitt mit einer Dissertation beschließen wollen. Die Tätigkeit am ZAG bietet ihnen mehrere Vorteile. Zum einen und vor allem können sie in einem idealen Umfeld an ihrer Dissertation arbeiten; zum zweiten lernen sie im Rahmen ihrer Recherchen für eines der ZAG-Projekte ein anders geartetes Umfeld, in der Regel ein dynamisches Industrie- oder auch Medienunternehmen von innen kennen, und zum dritten kommen sie direkt mit den vielfältigen Aktivitäten des ZAG im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit in Kontakt.

Dass wir seit Jahren eine ständig zunehmende Zahl von Anfragen erleben, überrascht daher nicht. Sie kommen von potentiellen Wissenschaftlichen Mitarbeitern längst nicht mehr nur unserer Universität, aber auch aus den Reihen unserer Studenten, da wir immer einige Studentische Hilfskraftstellen zur Verfügung haben, von den Gymnasien der Region, weil wir im Rahmen unserer personellen und räumlichen Möglichkeiten Praktikantenstellen für Abiturienten anbieten, sowie nicht zuletzt und in stark zunehmendem Maße von Universitäten des In- und Auslandes. Offensichtlich hat das ZAG namentlich für Studenten des Fachs Geschichte inzwischen eine Attraktivität entwickelt, die eine Information aus erster Hand wünschenswert erscheinen lässt. Im Rahmen unserer zeitlichen Möglichkeiten kommen wir diesen Wünschen gerne nach und berichten über unsere Arbeit – zum Beispiel an Historischen Seminaren anderer Universitäten oder im Gespräch mit Besuchern hier vor Ort.

Über einen Mangel an solchen können wir nicht klagen. In den vergangenen Jahren haben zahlreiche Vertreter aus Wirtschaft und Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft oder auch aus der Politik den Weg zu uns gefunden – weil sie sich über unsere Arbeit informieren wollten, weil es um die Vergabe eines Auftrages ging oder weil wir sie, wie im letzten Jahr Bundeskanzler a.D. Gerhard Schröder, als Referenten gewinnen konnten. Und natürlich stehen wir in ständigem Kontakt mit den Medien – weil die Öffentlichkeitsarbeit für eine Institution wie das ZAG von erheblicher Bedeutung ist und weil wir den kritischen Diskurs schätzen. Dass die Berichterstattung nicht ein einziger Lobgesang sein kann, versteht sich von selbst, und dass namentlich Rezensenten gelegentlich von Motiven geleitet werden, die mit dem besprochenen Buch nichts zu tun haben, weiß jeder, der auf diesem Feld dauerhaft mit Erfolg tätig ist. Immerhin haben bislang alle, die über das ZAG berichtet haben, zuvor den Kontakt zu uns gesucht und gefunden – mit einer Ausnahme.

\*

Nun ist es müßig zu spekulieren, was die *Gesellschaft für Unternehmensgeschichte*, ihre Zeitschrift und deren Autorin zu ihrem Ausfall gegen das ZAG veranlasst haben. Dass sich eine Historikerin mit sehr überschaubarem wissenschaftlichen Werk und ohne erkennbares mediales Profil am ZAG verheben muss, ist eine Sache, dass sie sich dabei äußerst fragwürdiger Mittel und Methoden bedient, ist eine andere. Dazu zählt unter anderem die selektive, falsche oder verfälschende Darstellung der Arbeitsergebnisse.

Zum Beispiel im Fall Schickedanz. So geht Rauh zunächst von der falschen Annahme aus, der Quelle-Gründer habe den größten Teil seines Besitzes, nämlich gut sieben von rund 9,3 Millionen D-Mark, durch Arisierung jüdischen Eigentums erworben (S. 112), und unterstellt uns dann, diese Zahl unterschlagen zu haben. Die explizite Unterstellung schließt die implizite der Ignoranz, Verharmlosung oder gar Verfälschung ein. Die entscheidende Information, dass sich hinter der Zahl nicht der Besitzstand, sondern der im Spruchkammerverfahren gegen Gustav Schickedanz veranschlagte „Gesamt-Streitwert“ bei Kriegsende verbirgt,<sup>15</sup> enthält Rauh dem Leser vermutlich deshalb vor, weil sie in diesem wie in allen übrigen Fällen ungeprüft aus zweiter Hand zitiert. So ahnt sie nicht einmal, dass sie damit ausgerechnet ein Gremium als Kronzeugen benennt, dem sie in anderem Zusammenhang – dazu unten mehr – jede Glaubwürdigkeit abspricht.

Und so geht das in einem fort. Selbstverständlich „verwerfe“ ich nicht „das Gesetz Nr. 59 der amerikanischen Militärregierung“ – wie käme ich als Historiker dazu? –, und ich „bezweifle“ schon gar nicht „die Berechtigung der von der amerikanischen Besatzungsmacht

---

<sup>15</sup> Nimmt man die Umsatz- und Gewinnentwicklung, soweit sie in erhaltenen Bilanzen zu fassen ist, unter die Lupe, kommt man zu dem eindeutigen Ergebnis, dass der Umsatz jener Industriebetriebe und Brauereien, die Schickedanz von vormaligen jüdischen Eigentümern gekauft hat, von einer Ausnahme abgesehen nie wesentlich mehr als zehn Prozent des Gesamtumsatzes ausmacht, der zum allergrößten Teil aus dem Versandhandel stammt: Lediglich während des Krieges stellt sich die Lage anders dar, weil der Handel mit Konsumgütern praktisch zum Erliegen kommt und überdies die Gebäude der Quelle durch die alliierten Luftangriffe dem Erdboden gleich gemacht worden sind. Die von Rauh zitierte Zahl lässt nicht erkennen, dass vom „Besitz“ der Quelle, deren eigentliches Kapital im Warenlager und in ihrer Kundenkartei besteht, am Ende des Krieges so gut wie nichts mehr übrig ist: Auf 12,2 Millionen Reichsmark werden diese Schäden durch die Oberfinanzdirektion Nürnberg 1944 geschätzt. Vgl. Schöllgen, Schickedanz, S. 173.

angeordneten Restitution jüdischen Eigentums grundsätzlich“ (S. 114), sondern ich zitiere eine zeitgenössische Stimme, nämlich die *Zeit* vom 29. April 1948, deren Autor den Verfasser jenes Gesetzes nicht vom „Geist der Gerechtigkeit, sondern vom „Streben nach Vergeltung“ geleitet sieht, und charakterisiere das Gesetz als „nicht unproblematisch“.<sup>16</sup>

Schlicht infam ist Rauhs pauschale Unterstellung, ich versuchte „an keiner Stelle“ des Buches, „das Geschehen in der NS-Zeit und der Nachkriegszeit aus der Perspektive der ‚Arisierungsoffer‘ und anderer Kritiker und Widersacher von Schickedanz in den Blick zu nehmen“ (S. 114). So schildere ich – zum Beispiel – den gescheiterten Versuch von Schickedanz, Johann Wilhelm Ehrlich, dessen Geschäftshaus er im April 1937 erworben hat, der aber keinen Rückerstattungsanspruch gegen Schickedanz erhebt, zu einer schriftlichen Bestätigung seines Verzichts zu bewegen. Der lässt dem Quelle-Gründer über seinen Anwalt mitteilen, „dass ... Leute wie Schickedanz es nicht nötig hatten, mit jenen Brüdern [den Nazis, G.S.] gemeinsame Sache zu machen[,] und dass sie jetzt für sich selber sorgen müssen, wenn sie es getan haben ... Denn wenn die Verbrecher nicht von den an sich anständigen Leuten gewissermassen noch bekurt worden wären, wären sie nicht soweit gekommen.“ Und ich füge hinzu: „Da hat er wohl recht. Und diese Beobachtung bleibt im Allgemeinen auch dann richtig, wenn man im Besonderen mit Ehrlich feststellen muss, dass es in geschäftlicher Hinsicht ‚keinen Anlaß zur Klage über Unkorrektheit gegeben hat‘ ...“<sup>17</sup>

Besonders intensiv bedient sich Rauh des Mittels verkürzter und neu komponierter Zitate. Im Zusammenhang liest sich beispielsweise mein Kommentar zu jener Briefstelle, in der Schickedanz Streichers Stellvertreter wissen lässt, beim Kauf der Vereinigten Papierwerke sei es darum gegangen, den „Aktienbesitz restlos in arische Hände“ zu bringen (S. 111), so: „Auch wenn es sich dabei offenkundig um taktisch bedingte Anleihen beim nationalsozialistischen Sprachgebrauch handelt, führt kein Weg an dem Ergebnis vorbei, dass Gustav Schickedanz damit Wasser auf die Mühlen der Arisiierer gießt. Das gilt für dieses nicht öffentliche Lippenbekenntnis genauso wie für die öffentliche Charakterisierung der Quelle als ‚christliches‘ beziehungsweise ‚arisches‘ Unternehmen.“<sup>18</sup>

---

<sup>16</sup> Zitiert nach ebd., S. 217.

<sup>17</sup> Ebd., S. 218 f.

<sup>18</sup> Ebd., S. 101.

\*

Wie kämen wir dazu, durch sinnentstellende Verkürzungen, Verdrehungen oder gar Verfälschungen historischer Sachverhalte nicht nur unserer eigenen Reputation, sondern auch derjenigen unserer Kunden schweren Schaden zuzufügen? Wir sind Dienstleister. Bärendienste erweisen wir unseren Kunden auch dann nicht, wenn sie sich in einer schwierigen Lage befinden. Häme und Missgunst, Schadenfreude und Selbstgerechtigkeit sind unsere Sache nicht.

Wer wissen will, was wir unter wissenschaftlicher Dienstleistung verstehen, kann jenen Vortrag zur Hand nehmen, den ich im Herbst 2007 zum Dies academicus der Erlanger Universität gehalten habe und der seither wiederholt nachgedruckt worden ist, unter anderem 2008 in den vom Deutschen Hochschulverband herausgegebenen „Glanzlichtern der Wissenschaft“.<sup>19</sup> Wer sich, so die Botschaft, mit dem, was er als Forscher denkt oder tut, nicht grundsätzlich auch auf dem freien Markt positionieren kann oder will, muss sich die Frage nach der Berechtigung seiner Alimentierung durch die öffentliche Hand gefallen lassen. Das gilt für alle Wissenschaften, auch für die Geisteswissenschaften. In Aufträgen dokumentiert sich Nachfrage. Eine Institution oder Person, nach deren Leistung lediglich eine Biotop-interne, aber keine Markt-Nachfrage besteht, hat eine fragwürdige Legitimation.

Das festzustellen heißt nicht, der unbedingten und bedingungslosen Vermarktung das Wort zu reden und unter dem fadenscheinigen Vorwand überfälliger Aufklärung an der hemmungslosen Kommerzialisierung sensibler oder brisanter Themen, wie namentlich des Dritten Reiches, teilzunehmen. Es heißt auch nicht, dass sich der Hochschullehrer vorwiegend oder gar ausschließlich auf dem freien Markt profilieren und behaupten müsse. Aber es heißt, dass er grundsätzlich die Fähigkeit und die Bereitschaft mitbringen oder entwickeln muss, die Er-

---

<sup>19</sup> Gregor Schöllgen, Die Dienstleister. Von den Aufgaben der Geisteswissenschaften in der modernen Welt, in: Glanzlichter der Wissenschaft. Ein Almanach, hrsg. vom Deutschen Hochschulverband, Saarwellingen 2008, S. 135 ff. Hier wie auch sonst empfiehlt sich die Lektüre des Originals, weil Rauh nicht nur sinnentstellend referiert, sondern in diesem Fall offensichtlich auch in der Sache überfordert ist. Der aus Anlass des Jahres der Geisteswissenschaften gehaltene Vortrag bemüht sich um eine Erklärung der schwierigen Lage der Geisteswissenschaften in der modernen Welt vor dem Hintergrund ihrer Standortbestimmung seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Vgl. dazu auch Gregor Schöllgen, Handlungsfreiheit und Zweckrationalität. Max Weber und die Tradition praktischer Philosophie, Mohr Siebeck, Tübingen 1984, S. 48 ff.

gebnisse seines Tuns so zu präsentieren, dass sie auf dem Markt nachgefragt werden und dort sichtbare Spuren hinterlassen.

Das gerne mobilisierte Argument, die Annahme von Aufträgen gefährde die Unabhängigkeit der Forschung, verfängt nicht, sondern sagt, wie das Hannoveraner Beispiel lehrt, vor allem etwas über die Anstrengung und Erfolge derer aus, die es vortragen. Wohl auch deshalb reduziert sich die Anklage in letzter Konsequenz auf den leicht verkaufbaren Vorwurf der Käuflichkeit. Dabei ist dieses Thema um die Jahrtausendwende in der Sache erschöpfend debattiert worden,<sup>20</sup> und dass Rauh diesen Diskurs auch nur um eine Nuance bereichern würde, war nicht zu erwarten. Vielmehr gilt für ihr Stück, was Gerald D. Feldman, einer der Pioniere der modernen Unternehmensgeschichte und zugleich einer der Hauptkontrahenten besagter Debatte, vor zehn Jahren so auf den Punkt gebracht hat: „Viel Unsinn ist verbreitet worden über die vermeintliche Gefährdung der wissenschaftlichen Unabhängigkeit dadurch, dass die Unternehmen ihre eigene Geschichtsschreibung finanziell unterstützt und bestimmte Historiker für diese Arbeit privilegiert haben ...“<sup>21</sup>

Tatsächlich liegt die Verantwortung für die Unabhängigkeit wie die Qualität einer Dienstleistung ja nicht beim Auftraggeber, sondern beim Auftragnehmer, also in diesem Falle beim Forscher. Daher ist es auch gleichgültig, ob ein Auftrag durch eine öffentliche Institution, zum Beispiel durch ein Ministerium wie das Auswärtige Amt oder eine Kommune wie die Stadt Nürnberg, vergeben wird, oder ob eine Familie, ein Industrieunternehmen oder auch ein Verlag, also ein privater Kunde, der Auftraggeber ist.

Dass die einen wie die anderen mit ihrem Auftrag ein bestimmtes Interesse verfolgen, liegt auf der Hand und ist legitim. In unserer Unabhängigkeit fühlen wir uns dadurch nicht eingeschränkt. Dass wir an dieser interessiert sein müssen, um unseren Ruf nicht zu rampolieren, liegt in der Logik dieser Art von Dienstleistung. Da geht es uns ähnlich wie Notaren,

---

<sup>20</sup> Vgl. z.B. Michael Pinto-Duschinsky, *Selling the past. The dangers of outside finance for historical research*, in: *The Times Literary Supplement*, 23. Oktober 1998, S. 16 f., und die sich daran anschließende, fast ein Jahr dauernde Debatte; Mark Terkessidis, *Wenn Konzerne gute Staatsbürger werden wollen. Zur Aufarbeitung von Unternehmensgeschichten*, in: *Literaturen* 10/2001, S. 72 ff., und die dort folgenden Beiträge.

<sup>21</sup> Gerald D. Feldman, „Sie müssen eine Lehre ziehen.“ Gerald D. Feldmann über die historische Verantwortung von Unternehmen und die Fairness im Umgang mit den Akten, in: *Literaturen* 10/2001, S. 81 f.

Wirtschaftsprüfern oder Steuerberatern, die im Auftrag ihrer Kunden tätig sind. Schon in unserem eigenen Interesse werden wir jene Grenze nicht überschreiten, jenseits derer eine den strengen Maßstäben wissenschaftlichen Arbeitens verpflichtete Umsetzung des Auftrages nicht mehr zu leisten ist.

Wir nehmen ja auch nicht jeden Auftrag an. Wenn sich zum Beispiel ein Auftraggeber nicht dazu durchringen kann, uns volle Akteneinsicht zu gewähren, akzeptieren wir das nicht. Auch dann nicht, wenn uns wie im Falle des *Bundesnachrichtendienstes* (BND) ein lukrativer Auftrag durch die Lappen geht. Bekanntlich hatte der BND im Sommer 2006 erklärt, dass er mich mit der Aufarbeitung seiner Geschichte beauftragen wolle. Weil aber mir und den Mitarbeitern des ZAG kein uneingeschränkter Aktenzugang zugesichert werden konnte, haben wir diesen Auftrag Anfang 2008 abgelehnt<sup>22</sup>.

Nehmen wir daher einen Auftrag an, gelten – gerade im Umgang mit den Quellen – strengste Maßstäbe. Zu diesen gehört gegebenenfalls auch das Vieraugenprinzip: Vor allem wenn wir außerhalb des deutsch-, englisch- oder französischsprachigen Raums recherchieren, tun wir das in der Regel zu zweit, wobei ein Mitarbeiter die Landessprache beherrschen muss, möglichst als Muttersprache. So auch im Falle Schaeffler, dessen Behandlung durch die Hannoveraner Historikerin zeigt, welche Folgen die Kombination von Verunglimpfung sowohl des Forschungsgegenstandes wie der damit befassten Forscher einerseits und krasser Unkenntnis der Auftrags- wie der Aktenlage andererseits zeitigen kann.

\*

Am Anfang stand der Auftrag Maria-Elisabeth Schaefflers, die ihr weitgehend unbekanntes Geschichte der Familie, in die sie 1963 eingeheiratet hatte, zu recherchieren und aufzuschreiben. Anlass war der runde Geburtstag ihres 1964 geborenen Sohnes. Ein originelles, aber kein

---

<sup>22</sup> Vgl. die Bilanz bei Gregor Schöllgen, Am Ende ohne Akten? Notstand in Pullach: Der geplanten Aufarbeitung der Geschichte des Bundesnachrichtendienstes sind Grenzen gesetzt, in: *Süddeutsche Zeitung*, 9. Februar 2011. Anlass für die Einladung des BND, seine Geschichte aufzuschreiben, war der Vortrag, den ich auf dem Festakt anlässlich der Überführung der Organisation Gehlen in die Bundesverwaltung am 11. Mai 2006 unter dem Titel „Was wissen wir vom BND, und was wissen wir über ihn?“ in Berlin gehalten habe. Der Text findet sich im Online-Archiv des ZAG.

ungewöhnliches Geschenk. Weil es in dem Buch selbstverständlich auch um die Geschichte des Unternehmens in den dreißiger und vierziger Jahren einschließlich seiner problematischen Aspekte ging, beschlossen Mutter und Sohn, die Tätigkeiten und Aktivitäten der Unternehmensgründer Wilhelm und Georg Schaeffler in der Zeit des Dritten Reiches untersuchen zu lassen. Sie wollten wissen, was Vater beziehungsweise Ehemann und Onkel beziehungsweise Schwager damals getan oder auch unterlassen haben. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Auch diesen Auftrag haben wir übernommen und das Ergebnis nach intensiven Recherchen im In- und Ausland in einem umfangreichen Gutachten zusammengefasst. Ein wie immer gearteter äußerer Druck, der Geschichte auf den Grund zu gehen, bestand für die Familie Schaeffler nicht. Weder das Buch noch das Gutachten waren für die Öffentlichkeit bestimmt, und selbstverständlich haben wir diese Entscheidung den Auftraggebern überlassen. Rauhs Formulierung, die Familie halte das eine wie das andere unter „Verschluss“ (S. 105), suggeriert nicht nur eine politisch beziehungsweise rechtlich bedenkliche Haltung, sondern auch einen wie immer gearteten Anspruch der Öffentlichkeit auf die Ergebnisse privater Recherchen. Diesen gibt es nicht. Man stelle sich vor, ein Maschinenbauer oder ein Pharmazieunternehmen, die eine Kooperation mit der entsprechenden Forschungseinrichtung einer Universität eingehen, würden aufgefordert, die Ergebnisse dieser Forschungen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Im Februar 2009 tauchte dann in dubiosen Internetplattformen – die bevorzugte Quellen der Hannoveraner Historikerin – der Vorwurf auf, die Brüder Schaeffler hätten während des Zweiten Weltkrieges in ihrer Plüsch- und Teppichfabrik im oberschlesischen Katscher Menschenhaare aus dem Konzentrationslager Auschwitz verarbeitet. Hintergrund waren die Schwierigkeiten, in welchen die Schaefflers steckten, weil die Übernahme des Hannoveraner Automobilzulieferers Continental mit der bis dahin schwersten Wirtschafts- und Finanzkrise der Republik zusammenfiel. Wer in einer solchen Situation einen solchen Vorwurf erhebt, weiß was er tut. Ein schriftlicher Beleg, der selbstverständlich einen ernstzunehmenden Sachverhalt dokumentieren würde, konnte bis heute nicht beigebracht werden. Nach dem Gehalt der Information befragt, gaben Familie und Firma der Öffentlichkeit zu verstehen, dass ihre Geschichte durch das ZAG aufgearbeitet und wir mithin der Ansprechpartner in dieser Frage

seien. Nicht wir haben mithin die Medien, sondern diese haben uns gesucht,<sup>23</sup> und in der Rolle eines „begehrte[n] Interviewpartner[s]“ (S. 106) hat sich das ZAG nicht erst in dieser Situation befunden.

Das liegt nicht zuletzt an der Intensität und Solidität unserer Recherchen, in diesem Falle namentlich in deutschen und polnischen Archiven. Zu den in Deutschland gesichteten Beständen zählen – neben denen des Familienarchivs der Schaefflers – unter anderem die des Bundesarchivs in Berlin, Freiburg und Bayreuth und des Geheimen Staatsarchivs/Preußischer Kulturbesitz in Berlin sowie die Akten der Dresdner Bank in Frankfurt am Main, ohne deren Kenntnis die oberschlesischen Geschäfte der Schaefflers nicht rekonstruierbar sind. Zu den in Polen gesichteten Akten gehören die des Staatsarchivs Białystok, des Instituts des Nationalen Gedenkens in Warschau, des Staatsarchivs Oppeln, des Archivs des Staatlichen Museums Auschwitz sowie der Heimatstube Kreis Leobschütz. Sie wurden auf zwei ausgedehnten Reisen durch zwei Mitarbeiter des ZAG, darunter jeweils eine polnischsprachige Mitarbeiterin, gesichtet.<sup>24</sup>

---

<sup>23</sup> Das gilt auch für das Magazin „Cicero“, in dem ich einige der Ergebnisse unserer Forschungen vorgestellt habe: Gregor Schöllgen, Schaefflers dunkler Schatten, in: Cicero 3/2009, S. 82 ff. Die plakative Überschrift stammt von der Redaktion.

<sup>24</sup> In den polnischen Archiven erwiesen sich vor allem die folgenden Bestände als relevant: Archiwum Państwowe [Staatsarchiv], Białystok: Akta Niemieckich Władzokupacyjnych W Okregu Białostockim 1941-1944. Nr. 69: Der Polizeipräsident Białystok; Nr. 70: Das Lager "Front-Heimat", Białystok (1944); Nr. 472: Der Kreiskommissar des Landkreises Białystok; Nr. 473: Der Kreiskommissar des Kreises Grodno; Nr. 474: Der Landrat-Kreiskommissar des Kreises Lomscha; Nr. 475: Ankiety Volksdeutschow urodzonych na terenie wojewodztwa białostockiego — różna przynależności zespołowa, 1940-1945// Instytutu Pamięci Narodowej [Institut des Nationalen Gedenkens], Warschau (IPN): Sign. 162 / 747: Materiały do sprawy przeciwko b. nadprezydentowi Prus Wschodnich i b. Gauleiterowi Erichowi Kochowi. Protokoły oględzin dowodów rzeczowych, odpisy i tłumaczenia dokumentów (brudnopisy) dotyczące zbrodniczej działalności Kocha. 1950; Sign. 162 / 750: Materiały dochodzeniowe w sprawie b. Gauleitera I Nadprezydenta Prowincji Prusy Wschodnie oraz Szefa Administracji Cywilnej na okręgi Białystok i Ciechanów Ericha Kocha. Karty przeglądowe akt. 1951; Sign. 804 / II 533: Dwa dokumenty Polaka Henryka PACHALSKIEGO przebywającego w 1943 r. w obozie pracy przymusowej w Sosnowcu, fk 2, kart. Inw 1, kart zbrodni 1, opr. Nieczytelne; Sign. PMW 184 / 35: Korespondencja wychodząca oddziału PMWBZH w strefie amerykańskiej w sprawach organizacyjnych, administracyjnych dochodzeniowych i ekstradycyjnych. 1947; Sign. PMW 184 / 588: Akta sprawy Transportu 145 przestępców wojennych ekstradowanych do Polski dnia 22 listopada 1946 / Ekstradowany do Polski dnia 22.11.1946; Sign. PMW 184 / 603: Korespondencja delegata PWM d/s Zbrodni Wojennych w Berlinie dot zbrodniarzy wojennych (litera Sch), ekstradowanych do Polski ze strefy amerykańskiej-zapytania, wyjaśnienia, informacje, zaświadczenia. 1946-1950; Sign. PMW 230 / SOB-305: Akta sprawy No. 282 / p-ko Fritsch Heinz; Sign. SOGz 37: Akta prokuratora sądu okręgowego w Gnieźnie w sprawie Ottona Lampe.// Archiwum Państwowe w Opolu [Staatsarchiv Oppeln]: Sign. 45\1191\0: Regierung von Oppeln, 1816-1945; Sign. 45\56\0: Gestapo Oppeln, 1933-1943; Sign. 45\136\0: SS des NSDAP-Abschnitts XXIV Oppeln, 1933-1944;

Auf eine Spur von Rauh oder eine der von ihr zitierten Gewährsleute sind wir dabei übrigens in keinem einzigen Fall gestoßen. Sie alle zitieren aus zweiter, in der Regel aus dritter Hand. Rauh kennt also weder die Quellen, noch das Buch, noch das Gutachten, über die sie spricht; ein „aktualisiertes Gutachten“, das und aus dem Rauh zitiert (S. 106), gibt es jedenfalls nicht. Das ist ein in der jüngeren deutschen Forschung wohl einmaliger Vorgang, entspricht im Übrigen Rauhs Umgang mit den Quellen auch in ihren eigenen Arbeiten<sup>25</sup> und hat natürlich Folgen. So geht Rauh davon aus, dass es sich bei der Wilhelm Schaeffler KG lediglich um eine Umbenennung der Wilhelm Schaeffler AG handele (S. 105). Dass dieser Historikerin der Unterschied zwischen einer Kommandit- und einer Aktiengesellschaft nicht geläufig ist, ist eine Sache; dass sich die späteren Missverständnisse und Vorwürfe, die von Rauh ungeprüft übernommen werden, unter anderem aus der parallelen Existenz beider Gesellschaften erklären, ist eine andere.

Die Wilhelm Schaeffler AG, wie die vormalige Davistan AG seit September 1942 hieß, war seit Oktober 1940 mehrheitlich im Besitz des älteren der beiden Brüder, produzierte Krimmer, Plüsch und Teppiche und fungierte als Kommanditistin in der Schaeffler KG, die 1943 gegründet wurde und den Einstieg der Brüder in die Rüstungsproduktion markiert. Und sie „bestand“ nicht einfach „nach dem Krieg“ als „Slaskie Zakłady Pluszu i Dywanow“ weiter, wie Rauh bar jeder Quellenkenntnis kolportiert (S. 106); vielmehr gingen 1948 mehrere Plüsch- und Teppichfabriken, darunter die – natürlich nicht mehr im Besitz der Familie be-

---

Sign. 45\134\5: NSDAP-Kreisleitung Leobschütz, 1941-1943; Sign. 45\1802\0: Landratsamt Leobschütz, 1809-1945; Sign. 45\2632\0: Amtsgericht Katscher, [1843] 1879-1943 [1945]; Sign. 45\2669\0: Akta mista, Kiertza, 1607-1937; Sign. 45\1758\0: Zakłady Tkanin Dekoracyjnych „Welur” Spółka Akcyjna w Kietrze, [1895] 1946-1995 [1996].// Archivum Państwowego Muzeum Oswiecim (APMO) [Archiv des Staatlichen Museums Auschwitz]: Sammlung Erklärungen, Bd. 125, Bl. 32 ff.// Heimatstube Kreis Leobschütz, Eschershausen: Bildarchiv; Sign. CL 44/I: Sammlung Katscher (Allgemeines); Leobschützer Heimatbriefe [2/1955, 12/1958]; Adreßbuch/Einwohnerbuch der Stadt und Kreises Leobschütz 1935; Einwohnerbuch der Stadt und Kreises Leobschütz 1940.

<sup>25</sup> So besteht die eigentliche Quellenbasis ihrer an entlegenem Ort erschienenen Habilitationsschrift über die Alusuisse zum einen aus einer „Materialerhebung“ einer „hauseigene[n] Kommission aus Laien-Historikern“, das heißt „Veteranen‘ des Unternehmens“, die von der Unternehmensleitung beauftragt worden waren, die „Geschichte des Unternehmens in den Kriegsjahren“ aufzuarbeiten, und zum anderen aus Analysen und Zusammenfassungen firmeneigener Analysten zum Beispiel über den Einsatz von Zwangsarbeitern im Krieg. Vgl. Cornelia Rauh, Schweizer Aluminium für Hitlers Krieg? Zur Geschichte der Alusuisse 1918-1959, Schriftenreihe der ZUG, Bd. 19, München 2009, S. 17 f.

findliche – Wilhelm Schaeffler AG, in jener auf, und die wiederum änderte in den folgenden Jahrzehnten wiederholt ihren Namen.

Zu den von Rauh in diesem Zusammenhang fortgeschriebenen Legenden gehört auch die besonders perfide, weil intensive Forschungen suggerierende, zugleich die Verantwortung an andere delegierende Feststellung, dass polnische Historiker schon früh eine direkte Verbindung zwischen dem Fund von menschlichem Haar auf einem Fabrikgelände in Katscher und der Wilhelm Schaeffler AG beziehungsweise der heutigen Schaeffler Gruppe gezogen hätten (S. 106). Diese Aussage bleibt auch bei ständiger Wiederholung falsch. Die Verbindung wurde erst Anfang Februar 2009 durch eine Internetseite hergestellt.

Selbstverständlich bin ich damals – denn so arbeiten wir am ZAG – unter anderem nach Auschwitz gereist, um mit den Kollegen der Forschungsabteilung des Museums Auschwitz-Birkenau die dort befindlichen wie die von uns beigebrachten Dokumente zu sichten, zu vergleichen, auszuwerten und auf mögliche Erklärungen hin zu überprüfen. Dabei stellte sich unter anderem heraus, dass der besagte Vorwurf auf zwei halbseitige, offensichtlich vorformulierte Zeugenaussagen vom Mai 1946 zurückgeht. Und in denen taucht der Name „Schaeffler“ nicht einmal auf – weder korrekt noch falsch („Schoeffler“) geschrieben. Lediglich von einer „Plüsch- und Teppichfabrik in Katscher“ (beziehungsweise „Pluszu i Dywanow w Kietrzu“ im polnischen Original) ist die Rede<sup>26</sup>, und von diesen gab es dort deshalb eine ganze Reihe – wie unter anderem die 1948 zusammengelegten –, weil sich Katscher schon Mitte des 19. Jahrhunderts einen Namen als Weberstadt gemacht hatte.

Im Übrigen waren unsere polnischen Kollegen und wir uns nicht zuletzt in der Frage weitgehend einig, wie mit einem derart sensiblen Thema umzugehen ist – und wie nicht. So sind wir überzeugt, dass sich 70 Jahre nach den Geschehnissen durch Einzelaussagen von Zeitzeugen oder deren Nachkommen ein im Übrigen quellengesicherter Befund erhärten, aber ganz gewiss nicht ein belastbarer neuer Befund erstellen lässt, dem keine Spur in den schriftlichen Quellen korrespondiert.

Vor allem aber finden wir es verwerflich, Auschwitz und die Verbrechen, die sich mit diesem Ort des Grauens verbinden, für Zwecke zu instrumentalisieren, die mit einer sachli-

---

<sup>26</sup> Archiwum Państwowe Muzeum Oswiecim, Sammlung Erklärungen, Bd. 125, Blatt 32 ff.

chen Aufklärung oder Auseinandersetzung nichts zu tun haben. Das sahen damals im Übrigen die meisten Medien des In- wie des Auslandes ebenso, ließen es bei einem knappen, durchweg sachlichen Bericht bewenden oder sahen, wie zum Beispiel die BBC, nach Inaugenscheinahme der Tragfähigkeit der Informationen und der Motive ihrer Multiplikatoren von einer Berichterstattung ab. Hätten die *Gesellschaft für Unternehmensgeschichte* und ihre Beirätin das Gespräch mit uns gesucht, hätten sie wohl, so steht jedenfalls zu hoffen, von dem Versuch einer neuerlichen Rufschädigung eines integren Unternehmens abgesehen. In jedem Falle aber wäre ihnen der Rückfall auf ein Niveau erspart geblieben, das schon vor drei Jahren nicht mehr den Forschungsstand reflektierte.<sup>27</sup>

\*

Ähnliches ist für den Fall Schickedanz festzuhalten. Als wir im Sommer 2007 den Auftrag der jüngeren Tochter des Quelle-Gründers annahmen, den Nachlass der Familie zu sichten, zu ordnen und gegebenenfalls durch Funde aus anderen öffentlichen oder privaten Archiven zu ergänzen, und daraus die Idee einer Biographie von Gustav Schickedanz entstand, wussten wir, worauf wir uns einließen. Das gilt sowohl für die gewaltigen Mengen an Akten, die zu sichten waren, als auch für die Angriffe, die wir zu gewärtigen haben würden, falls wir das Bild dieses Unternehmers in den dreißiger und vierziger Jahren so zeichneten, wie es sich aus den Akten ergab: differenziert, ohne Vorurteil und kaum mit jenem verzerrten Bild deckungsgleich, das bis dahin von Amateuren oder Historikern mit fahrlässig reduzierter Quellenkenntnis, wie Rauh aus Hannover, erstellt worden war.

Unsere Arbeit bekam bald eine neue Dimension, denn natürlich haben auch wir nicht den vollständigen Zusammenbruch des Lebenswerks von Gustav Schickedanz vorhergesehen. Als sich die Situation des Unternehmens im Frühjahr und Sommer 2009 dramatisch zuspitzte und es folglich ein erhebliches Interesse an der Person des Quelle-Gründers gab, habe ich die Ergebnisse unserer Recherchen – in Artikeln für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, die *Süd-*

---

<sup>27</sup> Vgl. mein Interview mit Süddeutsche Online vom 2. März 2009: „Es gibt keinen Persilschein“. Die Lektüre des Originals empfiehlt sich, weil die von Rauh komponierten Zitatfragmente auch in diesem Fall sinnentstellend sind.

*deutsche Zeitung*, später auch noch für die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* und jeweils aus einer anderen Perspektive<sup>28</sup> – einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

An meinem – in diesem Fall in der *Süddeutschen Zeitung* – formulierten Urteil über die Rolle von Gustav Schickedanz im Dritten Reich hat sich bis heute nichts geändert: „So hat auch Gustav Schickedanz das Seine zur Stabilisierung der Nazi-Herrschaft beigetragen. Dass er das nicht gewollt, vermutlich nicht einmal realisiert hat, ändert nichts an seiner Verantwortung. Anstand gegenüber bedrängten Vertragspartnern und Verzicht auf lukrative Geschäfte waren eben nicht genug. Und doch waren sie die große Ausnahme in einer Zeit, in der die meisten seines Standes es nicht bei Zugeständnissen und Kompromissen beließen.“ Dieses Bild fand eine Reihe von Verlegern offenbar so überzeugend, dass sie sich um die Veröffentlichung des Manuskripts bemühten. Unter ihnen war auch die damalige Chefin des Berlin Verlags Elisabeth Ruge, von der sich bekanntlich nicht sagen lässt, dass sie die Verharmlosung des Dritten Reiches zu ihren Geschäftsprinzipien zählt.

Ich habe mich im Laufe der vergangenen Jahrzehnte immer wieder gefragt, warum man sich unweigerlich dem reflexartig vorgetragenen Vorwurf der Verharmlosung ausgesetzt sieht, wenn man zu dem Schluss kommt, dass dieser oder jener Zeitgenosse, darunter auch der eine oder andere Unternehmer, selbst in der Zeit des Dritten Reiches an den Prinzipien des menschlichen und beruflichen Anstandes festgehalten hat. Eine wirklich schlüssige Antwort habe ich bis heute nicht gefunden.

Im Fall Schickedanz ist besagter Reflex namentlich durch die Feststellung ausgelöst worden, dass man keinen zweiten Fall finden wird, schon gar nicht in Bayern, in dem ein unter erheblichem Verdacht Stehender so eindeutig rehabilitiert worden ist wie Gustav Schickedanz – und zwar sowohl im eigentlichen Entnazifizierungs- als auch in sämtlichen sich anschließenden Rückerstattungsverfahren. Natürlich fallen wir am ZAG ein so weitreichendes

---

<sup>28</sup> Gregor Schöllgen, Der gute Geist von Quelle. Ein Versandhaus schrieb Geschichte: Unter der Führung ihres Gründers Gustav Schickedanz säumte die „Quelle“ wie kein zweites Unternehmen den Weg der Deutschen in die Wohlstandsgesellschaft, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30. Juni 2009; Gregor Schöllgen, „Mit kleiner, sehr vornehmer Hakenkreuz-Musterung“. War Gustav Schickedanz ein Mitläufer – oder Nutznießer der Judenverfolgung? Der Quelle-Gründer und sein Unternehmen im Dritten Reich, in: *Süddeutsche Zeitung*, 24. Juli 2009; Gregor Schöllgen, Wie Familie Schickedanz zu Karstadt kam – und damit alles verlor. Die Nachfahren von Gustav Schickedanz haben Quelle mit Karstadt fusioniert, um das Erbe leichter aufteilen zu können. Ein fataler Fehler, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 13. Juni 2010.

und manchem Klischee widersprechendes Urteil nur dann, wenn wir uns unserer Sache sicher sind, und das heißt zunächst und vor allem, wenn wir alle Akten gesehen haben. Wir dilettieren nicht.

Eben das unterscheidet uns von der Autorin der *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte* und ihren Kronzeugen. Keiner von ihnen hat auch nur einen substantiellen Teil der relevanten Akten eingesehen, die für ein Urteil über die Rolle von Gustav Schickedanz im Dritten Reich beziehungsweise über die Verfahren gegen ihn in den sich daran anschließenden acht Jahren maßgeblich sind<sup>29</sup>. Das gilt für die Bestände im Nachlass der Familie Schickedanz oder auch im Historischen Archiv der Dresdner Bank in Frankfurt am Main, ohne deren Kenntnis sich gerade dieses Kapitel im Leben und Wirken des Unternehmers nicht angemessen nachzeichnen lässt, es gilt für die jedermann zugänglichen Akten der öffentlichen Archive, wie des Bundesarchivs in Berlin und des Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München, und es gilt nicht zuletzt für die Bestände regionaler Archive wie des Stadtarchivs Fürth und vor allem des Staatsarchivs Nürnberg.

Wer wie Rauh im Fall Schickedanz bis heute nichts „Näheres zu den ‚Arisierungen‘ ... in Erfahrung“ bringen kann<sup>30</sup>, obgleich die Akten im Staatsarchiv Nürnberg seit Jahren zugänglich sind, muss schon eine gehörige Portion Ignoranz besitzen, um ein dezidiertes Urteil über die geschäftliche Situation jüdischer Unternehmer wie der Brüder Rosenfelder, der Brüder Ellern oder Ignaz Mayers während der zwanziger und frühen dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu fällen und sich bei dieser Gelegenheit auch noch ein nicht minder dezidiertes Urteil über diejenigen anzumaßen, die diese Akten gesichtet, ausgewertet und in Teilen in eine wissenschaftlichen Normen folgende Ordnung gebracht haben.

Und diese Akten führen nun einmal zu dem ernüchternden Befund, dass es auch jüdische Unternehmer gegeben hat, die während der zwanziger Jahre schlecht gewirtschaftet, durch Transferierung von Betriebsvermögen ins Ausland gegen – schon vor dem 30. Januar 1933 bestehendes – Recht verstoßen oder sich nach 1945 schlicht unanständig verhalten ha-

---

<sup>29</sup> Dazu im Einzelnen Schöllgen, Schickedanz, S. 444 ff.

<sup>30</sup> Hartmut Berghoff/Cornelia Rauh-Kühne, Fritz K. Ein deutsches Leben im zwanzigsten Jahrhundert, Stuttgart/München 2000, S. 390 (Anm. 63). Hinter dem Titel verbirgt sich übrigens keine Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern ein Stück württembergischer Regionalgeschichte.

ben: Hans Wallner, seit August 1948 als Berufungskläger der Berufungskammer Nürnberg tätig, wusste, warum er Ende 1950 mit Blick auf die Forderungen der Brüder Ellern gegenüber Gustav Schickedanz von einem „Missbrauch der Entnazifizierung“ sprach. Immerhin, so Wallner, war der Fall Schickedanz „wohl wie kein zweiter Fall in Bayern, auf das Sorgfältigste und Gewissenhafteste, und zwar nach jeder Richtung hin, überprüft“ worden.<sup>31</sup>

Dass Gustav Schickedanz durch Zukauf jener Betriebe von den Zeitumständen profitiert, dass er sich unter anderen Umständen kaum für den Aufbau eines zweiten Standbeins im produzierenden Bereich entschieden haben dürfte, dass er diesen jetzt forciert, weil die Nationalsozialisten schon früh dem Versandhandel den Kampf angesagt haben – das alles ist seit langem historisch gesicherter Befund. Dass er dabei in keinem Fall die Zwangslage der Betroffenen ausnutzt, ist allerdings auch richtig. Und dass eben dieser Befund in der Prozessserie der Jahre 1945 bis 1953 durch alle Instanzen hindurch bestätigt worden ist, lässt sich schlechterdings nicht infrage stellen – wenn man die Akten kennt. Und zu diesen gehört nun einmal das Urteil der Spruchkammer vom 31. März 1949. Dass Rauh und ihre fränkischen Gewährsleute es nicht finden können, für verschwunden erklären oder schlicht behaupten, keinen Zugang erhalten zu haben, spricht für sich. Natürlich ist es überliefert – sogar an mehreren Stellen, auf die man freilich nur stößt, wenn man sich ernsthaft und intensiv mit der Sache befasst<sup>32</sup>.

Wer behauptet, in den Prozessen gegen Schickedanz seien serienweise Persilscheine ausgestellt worden, hätte sich, wenn er oder sie die entscheidenden Akten schon nicht kennt, doch immerhin die Frage stellen können, wer da eigentlich als Ankläger, als Gutachter, als Vorsitzender der Spruch- beziehungsweise Wiedergutmachungskammern oder auch als Treuhänder mit dem Fall befasst gewesen ist. Dass wir – wenn ich recht sehe, erstmals für einen

---

<sup>31</sup> Zitiert nach Schöllgen, Schickedanz, S. 206. Dieses Wiedergutmachungsverfahren konnte erst abgeschlossen werden, nachdem sich die Witwe eines der beiden Brüder Ende Mai 1953 nach zähen Verhandlungen mit einer Abfindung von 1,5 Millionen D-Mark – einer Summe, die deutlich über dem 1937 schon einmal gezahlten Kaufpreis für das Unternehmen lag – zufrieden gegeben und außerdem eine „Leibrente“ von monatlich mindestens 2.500 D-Mark, einen neuen Mercedes 170 S nebst Chauffeur und weitere Konzessionen ausgehandelt hatte.

<sup>32</sup> Spruch der Hauptkammer Nürnberg gegen Gustav Schickedanz vom 31. März 1949, Staatsarchiv Nürnberg, Spruchkammer Fürth I Sch-472/5; Abschrift in Staatsarchiv Nürnberg, Bayerisches Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung Außenstelle Nürnberg, Nr. 1540.

Fall dieses Kalibers – versucht haben, diese Frage aus den Akten zu beantworten, verstand sich für uns von selbst.

Die Ergebnisse sprechen Bände: Erich Preuß etwa, Jahrgang 1889, Sohn eines jüdischen Industriekaufmanns und einer jüdischen Mutter, die seit 1941 als „verschollen“ galt, hatte als Sozialdemokrat 1934 zunächst sein Geschäft aufgeben müssen und war 1938 ins KZ Buchenwald gesperrt worden, bis ihm die Auswanderung nach Tunis gelang. 1946 nach Deutschland zurückgekehrt, verschreibt er sich dem „Kampf gegen alles, was Nazi war“, vor allem dem „Kampf gegen evtl. Renazifizierung“<sup>33</sup>. 1950 organisiert er im früheren Konzentrationslager Dachau eine Ausstellung und setzt sich auch in den folgenden Jahren publizistisch für eine nachhaltige Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ein. Freunde macht er sich damit nicht. Preuß gilt vielen Zeitgenossen als Nestbeschmutzer, zumal er von September 1946 bis Mai 1947, in seiner Zeit als Vorsitzender der Spruchkammer München IX, wiederholt Entlastungszeugen ihre Gegnerschaft zum Nationalsozialismus abgesprochen hatte. Als Gutachter beim Staatskommissariat für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte ist Preuß die zentrale Figur in den Prozessen gegen Gustav Schickedanz.

Man muss sich fragen, ob dieser Mann, der Gustav Schickedanz zuvor nie begegnet ist und bei seinen Recherchen keinen Stein auf dem anderen lässt, eine Veranlassung zur Beschönigung haben kann, wenn er 1948 zu dem Schluss kommt, dass Schickedanz, „auch wo es ihm möglich gewesen wäre, die wirtschaftliche und politische Notlage seiner jüdischen Vertragspartner nicht ausgenutzt [hat] ... Trotz vieler vorhandener Möglichkeiten hat Schickedanz bei den verschiedenen Arisierungen für sich keinen übermäßigen Vorteil herausgeschlagen, was angesichts der zahlreichen grossen und kleineren Nutzniesser aus Arisierungen in dem als besonders judenfeindlich bekannten Gau Franken nach eingehender Berücksichtigung aller Umstände festgestellt werden muss.“<sup>34</sup>

Und Preuß ist nicht die Ausnahme. Zu nennen wären zum Beispiel der schon zitierte Hans Wallner, bekennender Katholik und zu keinem Zeitpunkt Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Organisationen, der in verschiedenen Funktionen an der Spruch- und Berufungs-

---

<sup>33</sup> Zitiert nach Schöllgen, Schickedanz, S. 191.

<sup>34</sup> Zitiert nach ebd., S. 195.

kammer Nürnberg-Fürth für den Fall Schickedanz zuständig ist; Wilhelm Rieger, der während des Dritten Reiches mit Publikationsverbot belegt gewesen ist und jetzt das „Gutachten über die Einkommens- und Vermögensverhältnisse des Herrn Gustav Schickedanz ... für die Zeit 1927-1945“ vorlegt; Franz Zdralek, der im März 1933 als politisch unzuverlässig aus der Kommunalverwaltung entlassen, von den Nazis verleumdet und juristisch verfolgt worden ist und jetzt als Hauptkläger bei der Berufungskammer Nürnberg-Fürth amtiert; Otto Rubel, bekennender Katholik, der zu keinem Zeitpunkt Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen gewesen ist und jetzt den Vorsitz in der Nürnberger Hauptspruchkammer führt; Werner Krumme, der mit seiner jüdischen Frau nach Auschwitz deportiert worden ist, weil er den Töchtern der Familie Lasker zur Flucht verhelfen wollte, das Vernichtungslager überlebt, weil er nach der Vergasung seiner Frau wieder als „wehrwürdig“ gilt, und nach dem Krieg als „Generaltreuhänder für die Gesamtunternehmungen des Herrn Gustav Schickedanz“ fungiert; oder Georg Haida, der 1936 wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ seine freiberufliche Tätigkeit aufgeben musste, 1944 wegen seiner Ehe mit einer Jüdin in ein Zwangsarbeitslager eingewiesen worden ist und im Frühjahr 1948 sukzessive die Treuhänderschaft unter anderem über die vormals den Brüdern Rosenfelder gehörenden Betriebe übernimmt und damit Krumme administrativ entlastet.

Sie alle kommen zu einem im Wesentlichen identischen Urteil über Gustav Schickedanz, sie alle bringen durchweg einschlägige betriebs- oder volkswirtschaftliche Erfahrungen mit und wissen mithin, wovon sie reden, und sie alle werden von Rauh (S. 110 f./Anm. 37) pauschal als Mitwirkende an einer „massenhafte[n] Mitläuferfabrikation“ und damit als Täter diffamiert.<sup>35</sup>

\*

---

<sup>35</sup> Sollte sich die *Gesellschaft für Unternehmensgeschichte* entschließen, das Kapitel der Verunglimpfung zu den Akten zu legen und sich den Desideraten der Forschung zuzuwenden, läge eine verdienstvolle Aufgabe in der systematischen Untersuchung der Zusammensetzung der diversen Kammern – jedenfalls in den prominenten Fällen. Ein erster Schritt bestünde in der Hinterfragung des Begriffs der „Mitläuferfabrik“. Dass sich Lutz Niethammer (*Entnazifizierung in Bayern. Säuberung und Rehabilitation unter amerikanischer Besatzung*, Frankfurt a.M. 1972, S. 674), von dem der Begriff stammt, von den rund 13 Millionen in der amerikanischen Zone abgegebenen Fragebögen gerade einmal 300 Fälle der Berufungskammer München mit den Anfangsbuchstaben M angesehen hat, spricht für sich.

Das zeugt nicht nur von einem bedenklichen Mangel an intellektuellem Fassungsvermögen, sondern auch und vor allem von einem ungewöhnlich stark eingeschränkten Blickfeld. Über die Unternehmer, um die es hier geht, erfährt man, von ihren tatsächlichen oder vermeintlichen Verfehlungen in den Jahren 1933 bis 1945 abgesehen, so gut wie nichts. Woher sie kamen, wer und was sie geformt hat, welche Rolle diese soziale, politische, wirtschaftliche, religiöse oder auch kulturelle Prägung für ihr Verhalten während des Dritten Reiches gespielt hat, welche rechtlichen, wirtschaftlichen oder auch moralischen Konsequenzen dieses Verhalten für die einzelnen Unternehmer in jener Zeit hatte, in der sie ihre großen Karrieren hinlegten – nichts davon rückt auch nur in den Horizont der Betrachtung.

Dass die Rolle des Gustav Schickedanz im Dritten Reich zwar einen Schwerpunkt der Darstellung bildet, dass es allerdings in unserem Buch - wie in den übrigen unter dem Dach des ZAG entstandenen Büchern - immer um die ganze Geschichte, in diesem Fall also um den Aufbau eines der weltgrößten Versandhäuser geht; dass die Lebensgeschichte eines Mannes erzählt wird, der den Versandhandel revolutioniert und der deutschen Konsumgesellschaft ihr Gesicht gegeben hat; dass die Frage gestellt und beantwortet wird, ob dieses gewaltige Lebenswerk nicht letztlich an die Person seines Gründers gebunden, ob also das tragische Ende nicht unabwendbar gewesen ist; dass überhaupt die Entwicklung bis zum Jahr 2010 nachgezeichnet und erstmals die Firmen- und Familiengeschichte der dreieinhalb Jahrzehnte nach dem Tod des Gründers, darunter die der Ära Grete Schickedanz, aus den Quellen erzählt wird – all das bleibt unerwähnt. Wissenschaftliche Redlichkeit sieht anders aus.

So bleibt die Frage, ob sich die *Gesellschaft für Unternehmensgeschichte* mit dieser Veröffentlichung nicht einen Bärendienst erwiesen hat. Denn der Beitrag zielt ja nicht nur auf die Rufschädigung einer wissenschaftlichen Institution, sondern auch und vor allem auf die Verunglimpfung einiger Unternehmen beziehungsweise Unternehmerfamilien. Das ist in dieser Form neu, und es wiegt schwer. Die GUG und ihre Zeitschrift wären gut beraten, das Feld in Zukunft nicht dem missgünstigen Mittelmaß zu überlassen, sondern sich wieder auf jene Tradition zu besinnen, der sie ihren einstmaligen guten Ruf verdankten.

Der Text wurde am 28. April 2011 eingestellt und am 22. Mai 2012 auf Seite 2 aktualisiert.